

Jenn
Bennett

Annähernd
ALEX



CARLSEN

»Das ist der Glücksspielautomaten-Saal«, sagt er und läuft beim Sprechen rückwärts. Der Raum besteht aus einem Tresenlabyrinth, wo man Platz nehmen und auf einem von hundert verschiedenen altmodischen Tischautomaten spielen kann. Die wertvolleren scheinen durch Seile abgesperrt zu sein.

Porter bleibt stehen. »Ihr fragt euch vermutlich an dieser Stelle: ›Sind alle Räume nach den Ausstellungsstücken darin benannt?‹ Die Antwort darauf lautet Ja, die Museumseigentümer sind nämlich nur kreativ, wenn es um die maximale Ausbeutung der Angestellten geht – darin sind sie allerdings ungeschlagen. Nehmt zum Beispiel meinen Job. Warum für einen Besucherbetreuer zahlen, um Konflikte zu klären, wenn man einfach das Sicherheitsteam schicken kann? Ihr werdet schnell herausfinden, dass der unverwüsthche Mr Cadaver ... Pardon, Mr Cavadini« – der Kommentar löst Gekicher aus – »es gern sieht, wenn jeder jede Aufgabe übernehmen kann, einfach für den Fall, dass man mal für jemand einspringen muss. Richtet euch also gar nicht erst gemütlich auf eurem Posten ein, denn vielleicht macht auch ihr in ein paar Wochen eine Führung mit der nächsten Welle von Neuanstellungen. Prägt euch lieber die Übersichtskarte ein, die ich euch gegeben habe, und zwar schnell.«

Argh. Wundervoll. Das klingt nicht gut. Vielleicht sollte ich mich doch noch um den Job als rosa Zuckerwattekotzwegputzerin bewerben, den Grace vorhin erwähnt hat.

In der nächsten halben Stunde führt uns Porter lockerflockig und mit sarkastischen Kommentaren durch die Räume des Flügels. Darin: Pseudomumien (Mumien-Saal), die seltsamen viktorianischen Medizininstrumente (Medizininstrumenten-Saal) und Wände voller Aquarien (Aquarien-Saal). Es gibt sogar eine Sammlung von Tingeltangelkuriositäten in einem riesigen Zirkuszelt. Die Flut von Sinneseindrücken ist überwältigend und alles verschwimmt miteinander, denn der Grundriss ist ohne jeden Sinn und Verstand, das ganze Anwesen besteht nur aus verwinkelten Gängen und geheimen Treppenhäusern und versteckten Zimmern hinter Kaminen. Als Museumsbesucherin, die ein paar Stunden Zeit totzuschlagen hat, hätte ich es aufregend gefunden. Ein Blickfang nach dem anderen. Aber als Angestellte, die sich das alles merken muss? Mörderkopfschmerz.

Am Ende des Erdgeschosses öffnet sich das Labyrinth in eine riesige dunkle Halle, die doppelt so hoch ist wie die anderen Räume. Die Wände bestehen aus künstlichem Fels, an der Decke funkelt ein mit LED-Sternen bestückter Nachthimmel über ausgestopften Büffeln, einem künstlichen glimmenden Lagerfeuer und ein paar Tipis – die ein paar unserer männlichen Gruppenmitglieder zu erkunden beschließen, als wären sie fünf Jahre alt. Da es nach muffigem Leder und Pelz riecht, warte ich lieber mit Grace neben dem Lagerfeuer.

Leider gesellt sich Porter zu uns. Und bevor ich mich verdrücken kann, deutet er auf meinem Namensaufkleber. »Standen deine Eltern auf den Barnum & Bailey Circus, als du geboren wurdest, oder doch auf diesen irischen Whiskeylikör?«

»Vermutlich genauso sehr, wie deine auf Süßwein standen.«

Er sieht mich fragend an. »Port ist nicht Porter.«

»Meinetwegen.« In der Hoffnung, dass er von mir ablassen und weitergehen wird, tue ich, als würde ich mir etwas auf der anderen Seite des Saals anschauen; primitives Ausweichmanöver, aber normalerweise wirkungsvoll.

Dieses Mal nicht. Porter redet einfach weiter. »Und ja, meine Eltern haben mich wirklich nach Starkbier benannt. Sie schwankten zwischen Porter und Ale, deshalb ...«

Grace verpasst Porter einen scherzhaften Stoß mit dem Ellbogen und schilt mit ihrer hellen britischen Stimme. »Halt einfach den Mund, haben sie überhaupt nicht. Hör nicht auf ihn, Bailey. Und lass dich nicht auf die Namensdiskussion ein. Mich hat er die halbe Elfte ›Bonsai‹ genannt, weil ich so klein bin ... bis ich ihn in Sport zu Fall gebracht habe.«

»Ab da wusste ich, dass du heimlich Liebesgefühle für mich hegst, Gracie, und ich habe nur aufgehört, weil du mir leidgetan hast.« Er weicht ihrem Schlag aus und grinst, und irgendwie hasse ich dieses Grinsen, denn es ist ein echt süßes jungenhaftes Lächeln.

Grace wiederum scheint dagegen immun zu sein. Sie verdreht bloß die Augen. Dann erzählt sie ihm unaufgefordert ein bisschen über mich. »Bailey ist neu hier. Sie wird im Herbst mit uns auf die Brightsea gehen.«

»Oh?«, sagt Porter und sieht mich mit hochgezogener Augenbraue an. »Wo kommst du her?«

Ich bin unschlüssig, was ich darauf antworten soll. Warum auch immer, mein Hirn bleibt irgendwie an der Frage hängen. Will er wissen, in welchem Stadtteil mein Vater wohnt? Vielleicht sollte ich einfach Washington, D. C., sagen, weil ich dort mit meiner Mutter und Nate gelebt habe – oder gar New Jersey, weil ich dort geboren und aufgewachsen bin. Als ich nicht sofort antworte, scheint er nicht zu wissen, was er mit mir anfangen soll. Er starrt mich bloß erwartungsvoll an, was bewirkt, dass sich meine Kehle noch fester zuschnürt.

»Bestimmt Manhattan«, sagt er schließlich und mustert mich. »Deinen Klamotten nach zu schließen bist du gerade auf dem Weg zu einer *Mad Men*-Cocktailparty. Wenn du einfach nur rumstehst und mich raten lässt, wäre das jedenfalls meine Vermutung.«

»Ähm, nein, Washington, D. C.« War das als Beleidigung gemeint? Woher sollte ich ahnen, dass der Dresscode für die Einführungsveranstaltung Shorts und Flipflops

vorsieht? Hat mir schließlich keiner gesagt. »Und deine Familie ist in dieser Stadt wohl berühmt, oder wie?«

»Mein Großvater. Es gibt eine Statue von ihm hier und alles«, sagt er. »Ziemlich hart, eine Legende zu sein.«

»Bestimmt«, murmle ich, ich kann nicht verhindern, dass es schnippisch herauskommt.

Er mustert mich und gluckst, als wäre er nicht sicher, was er von meinem Kommentar halten soll. Wir werfen uns giftige Blicke zu und mit einem Mal fühle ich mich extrem unwohl. Außerdem bedaure ich, ihm überhaupt geantwortet zu haben. Nichts davon bin ich. Absolut nichts. Ich streite mich nicht mit Fremden. Warum geht mir dieser Typ auf die Nerven und bringt mich dazu, so was zu sagen? Es wirkt, als wolle er mich bewusst provozieren. Vielleicht macht er das mit allen. Tja, nicht mit mir, du Früchtchen. Such dir jemand anderen, über den du dich lustig machen kannst. Ich bin die Ausweicherin und du kannst mich mal.

Er will mich noch etwas fragen, aber Grace fällt ihm ins Wort – zum Glück. »Welches ist der beste Job hier?«, fragt sie. »Und wie kriege ich ihn?«

Er schnaubt und verschränkt die Arme vor der Brust, im künstlichen Lagerfeuerlicht glänzen seine gezackten Narben. Vielleicht kann Grace mir erzählen, woher Porter sie hat; ich werde ihn jedenfalls nicht danach fragen.

»Der beste Job ist meiner und den kannst du nicht kriegen. Der zweitbeste ist im Café, weil du über dem Erdgeschoss bist. Der schlimmste ist der Ticketschalter. Glaub mir, *die Scheiße* willst du nicht machen.«

»Warum?«, frage ich, mein Selbsterhaltungstrieb siegt über meinen Wunsch, ihn zu ignorieren. Wenn es hier einen Job gibt, den es zu vermeiden gilt, will ich das wissen.

Porter wirft mir einen Blick zu, dann beobachtet er die Typen von unserer Gruppe, die einer nach dem anderen aus dem großen Zelt kommen und über irgendeinen Witz lachen, den wir nicht mitbekommen haben. »Pangborn sagt, sie heuern jeden Sommer mehr Saisonkräfte an, als sie sich eigentlich leisten können, weil sie wissen, dass mindestens fünf davon in den ersten zwei Wochen hinschmeißen. Und es sind immer die vom Kartenverkauf.«

»Man sollte denken, dass der Infoschalter schlimmer ist«, sagt Grace.

»Ist er nicht, glaub mir. Ich hab *überall* gearbeitet. Selbst jetzt stehe ich noch den halben Tag am Ticketschalter und kümmerge mich um Probleme, die nichts mit Sicherheit zu tun haben. Es nervt voll. Hey, nicht anfassen!«, ruft er über meine Schulter hinweg einem Typen zu, der seine Finger in die Nase des Büffels steckt. Porter schüttelt den Kopf und brummt leise: »Der wird keine Woche hier sein.«

Da alle genug vom Raum gesehen haben, führt uns Porter aus dem Wilden Westen heraus, durch den Rest des Flügels und zur Eingangshalle zurück – die noch leer ist, denn wir waren schneller als die Pangborn-Gruppe. Während wir auf sie warten, scheucht uns Porter zu einer Klappe in der Wand neben dem Fundbüro und öffnet sie. Dahinter hängt in einer kleinen Nische ein schwarzes Telefon.

»Ich weiß, was ihr alle denkt«, sagt er. »Das sieht vielleicht nach Trödel aus, aber es ist kein Ausstellungsstück – unglaublich! Also, vor langer Zeit haben die Menschen Telefone mit Schnur benutzt. Und auch wenn ihr in diesem Museum einige seltene Exemplare an technischem Fortschritt entdeckt, wie zum Beispiel die Überwachungskameras aus den Neunzigern oder die schrottreifen Drucker am Kartenschalter, die Telefonanlage des Museums gehört nicht dazu.«

Er nimmt den Hörer ab und deutet auf drei seitliche Knöpfe. »Damit könntet ihr nach draußen telefonieren, aber solange es kein Notfall ist, würdet ihr dafür gefeuert. Der einzige Grund, dieses schöne Trödelstück zu benutzen, ist für Hausgespräche. Mit dem grünen Knopf hier, auf dem *Wachdienst* steht, könnt ihr mich bei Notfällen rufen, mit denen ihr nicht alleine klarkommt. Und zwar so –« Er drückt auf den Knopf und sofort piept an seinem Ärmel ein kleines Funksprechgerät. »Kapiert? Es ist Zauberei. O-hoo.«

Danach deutet er auf den roten Knopf. »Der hier mit der Aufschrift *alle* ist für Ausrufe im geeesaaamten Museeeum«, sagt er, als würde er über eine Schlucht jodeln. »Den benutzt ihr nur, wenn ihr an der Information arbeitet und allen mitteilen wollt, dass das Museum schließt oder abbrennt. Fasst ihn sonst nicht an.«

»Und wofür ist der gelbe Knopf?«, frage ich. Na ja, wäre doch albern, zu denken, ich könnte Gespräche mit dem Typen vermeiden, wenn es um Arbeitssachen geht, oder? Er kann mir schließlich Informationen liefern. Und vielleicht benimmt er sich ja normal, wenn ich mich wie ein Profi verhalte.

Er deutet auf mich. »Gute Frage, Bailey's Irish Cream. Der gelbe Knopf ist ein Haustelefon, das nur im Eingangsbereich funktioniert – verstanden? E-I-N-G-A-N-G. Und er wird hauptsächlich benutzt, um Schnarchnasen auszurufen, die ihre Kinder oder Frauen verloren haben.« Er drückt auf den Knopf, daraufhin knistert aus unsichtbaren Lautsprechern ein fieses Geräusch. Er hält mir den Hörer entgegen. »Komm schon, sag was, Diva.«

Ich schüttle den Kopf. Da kann er lange warten. Ich stehe nicht gern im Mittelpunkt. Warum habe ich nur nach dem gelben Knopf gefragt?!

Er versucht mich mit seiner lässigen Stimme einzuwickeln, aber in seinen Augen steht die blanke Herausforderung, als wäre das hier irgendein Wettbewerb und er

wolle herausfinden, wer zuerst aufgibt. »Komm schon. Jetzt spiel hier nicht die Schüchterne, Glamour Girl.«

Fängt er schon wieder mit gehässigen Spitznamen an? Was hat der Typ für ein Problem? Tja, das kann er vergessen. Jetzt geht es ums Prinzip. Ich verschränke die Arme vor der Brust. »Nein.«

»Ist doch nur eine kleine unschuldige Sprechanlage«, sagt er und schwenkt den Hörer vor meiner Nase herum.

Ich stoße seine Hand weg. Okay, vielleicht war es fast ein Wegschlagen. Aber ich habe die Nase voll von ihm. Ich bin echt genervt.

Aber da bin ich hier nicht die Einzige. Seine lockerflockige Miene verschwindet mit einem Mal und ich sehe, dass er auch irgendwie auf mich sauer ist. Mir egal. Er hat mir nichts zu sagen.

Sein Kiefer spannt sich auf einer Seite kurz an. Dann beugt er sich zu mir und sagt leise mit gönnerhafter Stimme: »Bist du sicher, dass du dich einfach weigern kannst? Die Sprechanlage zu bedienen gehört zu deinen Aufgaben.«

»Ich ...« Ich kann den Gedanken nicht zu Ende bringen. Ich bin wütend und verlegen und verfalle wieder in die gleiche Schockstarre wie vorhin. Ein Teil von mir will kneifen und davonlaufen, ein anderer Teil will ihn in den Magen boxen. Aber ich stehe bloß da und öffne und schliesse stumm wie ein sterbender Fisch den Mund.

Es dauert fünf Sekunden, bis er die Geduld mit mir verliert. Ich bemerke, wie er zu der wartenden Gruppe hinter uns späht – und ihm klar wird, dass er eigentlich mit ihnen und nicht mit mir reden sollte –, und etwas wie Verlegenheit huscht über sein Gesicht. Vielleicht habe ich es mir auch nur eingebildet, denn kurz darauf ist der Ausdruck verschwunden.

Er hält den Hörer vor seinen Mund. »Das ist ein Test«, sagt er und es hallt durch die höhlenartige Eingangshalle. »Ich heiße Bailey und ich komme aus D. C., wo verschiedenfarbige Schuhe offenbar der letzte Schrei sind.«

Als ich auf meine Schuhe blicke, glucksen ein paar Leute. Und zu meinem Horror hat er Recht. Ich trage einen schwarzen und einen blauen Schuh. Ich habe drei Paar Ballerinas im gleichen Stil und, weil sie so bequem sind, in drei unterschiedlichen Farben. Und an diesem Morgen war ich so in Eile, dass ich sie einfach angezogen und nicht noch einmal geschaut habe, bevor ich aus dem Haus gegangen bin. WIE BLÖD KANN MAN SEIN?

Und um dem Ganzen noch eins draufzusetzen, wird mir jetzt auch klar, dass Porter die ganze Zeit nicht etwa meine Beine angestarrt hat – sondern meine Schuhe.

Meine Wangen glühen. Ich würde mich am liebsten in eine Pfütze auflösen und unter dem geschmacklosen orangefarbenen Teppich davonfließen. Ich kann ihm jetzt